



UNSERE LEUTE

Lokalrunde

EINE DOKUMENTATION FEIERT ST. PAULI ALS ORT DER GROSSEN FREIHEIT.



DAS BIMMELN von Spielautomaten. Zigarettenrauch, der im spärlichen Lichtkegel wabert. Die meisten Gespräche, die Christian Hornung für seinen Dokumentarfilm „Manche hatten Krokodile“ mit einer Handvoll eingefleischter St. Paulianer geführt hat, fanden an Kneipentresen statt. Die alteingesessenen Kiezbewohner erzählen, wie sie von zu Hause ausrissen und als Tänzerin oder Zuhälter auf der Reeperbahn landeten, wie sie als Seemänner kamen und blieben, wie sie die Kneipe des Vaters übernahmen. Sie alle reden von St. Pauli als einem Ort der Freiheit, wo sie – die sich vorher als Außenseiter fühlten – einen guten Platz für sich fanden. Natürlich ahnt man hinter den launigen Erzählungen auch Probleme wie Altersarmut oder Krankheit. Doch einsam, das wird in dem Film deutlich, sind die Porträtierten nicht. „Manche hatten Krokodile“ tourt im Dezember, Januar und Februar durch verschiedene Kinos in Deutschland.

Infos unter: facebook.com/manchehattenkrokodile

„DIE RESONANZ IST GROSS“

DER JOURNALIST DIRK VON GEHLEN PLANT EINEN HEIMATVEREIN FÜR DIE BEWOHNER DES INTERNETS.



SPIEGEL: Seit einigen Wochen diskutieren Sie in Ihrem Blog die Idee eines Heimatvereins fürs Netz. Wie kamen Sie darauf?

Gehlen: Zum einen sprechen sehr viele Menschen davon, dass sie im Netz „zu Hause“ sind, dort ein Heimatgefühl empfinden. Das könnte sich in einem Verein spiegeln. Zum anderen schafft man mit so einem Zusammenschluss natürlich auch eine Lobby fürs Netz und seine Werte. Wenn etwa – wie neulich geschehen – der Präsident des Lehrerverbandes sagt: „Wir brauchen kein Internet an der Schule“, könnte man darauf als Interessenvertretung reagieren.

SPIEGEL: Heimatvereine schützen und fördern das Brauchtum: Was ist das Äquivalent im Netz?

Gehlen: Schützenswert sind erst mal einige „Bräuche“, die seit Anfangszeiten des Netzes bestehen: dass es für jeden zugänglich ist, dass es ohne Überwachung auskommt. Das sind natürlich hochpolitische Aspekte. Daneben gibt es auch eine Art Volkskunst im Netz: Blogs, kleine Posts, Filmchen, Meme und Mash-ups. Das ist auch Kulturgut, das gepflegt werden sollte.

SPIEGEL: Mit welchen Mitteln wollen Sie dieses Brauchtum fördern?

Gehlen: Man könnte einen Preis ausloben, für besonders gelungene Brauchtumpflege oder tolle künstlerische Projekte im Netz. Und natürlich wollen wir uns als Heimatverein mit bestimmten Werten auch gegen andere abgrenzen – etwa ge-

gen Menschen, die Hass und Rassismus verbreiten.

SPIEGEL: Wer tritt diesem Verein bei – es gäbe ja ziemlich viele potenzielle Anwärter?

Gehlen: Bisher ist es noch ein Gedankenspiel. Aber die Resonanz auf die Idee ist so groß, dass ich wohl wirklich mit ein paar Leuten einen Verein gründen werde. Eine virtuelle Plattform und auch eine Gruppe, die sich trifft. Wenn das erst mal passiert ist, sind Menschen weltweit als Mitglieder denkbar. Es wäre also ein Heimatverein, der sich über Landesgrenzen hinwegsetzt.

Auf der Website von Dirk von Gehlen läuft eine Unterschriftensammlung für den Heimatverein im Netz: www.dirkvongehlen.de

„Nicht da ist man
daheim, wo man seinen
Wohnsitz hat, sondern
wo man verstanden wird.“

CHRISTIAN MORGENSTERN,
DEUTSCHER DICHTER (1871 BIS 1914)

Unfreiwillige Nomaden

WAS UMZÜGE BEI KINDERN
AUSLÖSEN

NEUE WOHNUNG. Neue Schule. Neue Freunde. Wenn Familien umziehen, müssen sich auch die Kinder an viele Veränderungen gewöhnen. Wer zu häufig dieser Situation ausgesetzt ist, kann dadurch in seiner psychischen Entwicklung beeinträchtigt werden. Das zeigt eine aktuelle Langzeitstudie, die Daten von knapp 1,5 Millionen dänischen Kindern erfasste und auswertete. Ein einzelner Umzug ist dabei erst einmal kein Problem, bis zum Grundschulalter verkraften Kinder die Umtopfung in eine neue Heimat meist gut. Doch es gibt eine kritische Phase: Wenn Heranwachsende zwischen 12 und 14 Jahren umziehen müssen, steigt das Risiko, später eine psychische Erkrankung zu entwickeln. Besonders eklatant wirken sich mehrere Umzüge jährlich aus. Schlussfolgerung der Forscher von der University of Manchester: Kinder sind keine Nomaden.



In der Wagenburg

EINBLICKE IN EINE BERLINER BAUWAGENKOLONIE

ALS DIE ISRAELISCHE FOTOGRAFIN Noga Shtainer vor sechs Jahren nach Deutschland kam, fühlte sie sich einsam und heimatlos. Sie hatte Schwierigkeiten, Kontakte zu „typischen“ Deutschen zu knüpfen, doch dann entdeckte sie eine Bauwagenkolonie zwischen Friedrichshain und Kreuzberg – und fragte, ob sie die Community von Außenseitern fotografisch begleiten dürfte. Sie durfte. „Ich war eine Fremde in Berlin, und das war den Bauwagenbewohnern sympathisch. Sie sind ja auch wie Fremde in unserer Gesellschaft“, sagt Shtainer im Rückblick. Entstanden sind sehr intime, zum Teil träumerische Bilder verschiedener Bewohner in ihren unkonventionellen Heimstätten. Am Schluss hat Shtainer in ihrer Fotoserie „Wagenburg“ nicht nur eine alternative Lebensform dokumentiert, sie transportiert auch einen alternativen Heimatbegriff.

